

# FITT ■ Forschungsbericht 4/2013

Aktuelle Ergebnisse aus der Projektarbeit des  
Freiburger Instituts für tiergestützte Therapie

## Wirkmechanismen tiergestützte Therapie

Rainer Wohlfarth  
Bettina Mutschler  
Eva Bitzer

Mit der Publikation von Forschungsberichten will das Freiburger Institut für tiergestützte Therapie der interessierten Fachöffentlichkeit Einblick in seine laufenden Arbeiten geben. Die Berichte sollen aber auch den Praktiker und Praktikerinnen, wie Forscherinnen und Forschern einen unkomplizierten und raschen Zugang zu neuen Informationen über tiergestützte Therapie verschaffen.

Vor allem Berichte aus Experimentalpsychologischen Praktika, aber auch Bachelor- und Masterarbeiten, welche in Kooperationen mit dem Psychologischen Institut der Universität Freiburg (Frau Prof. Ulrike Halsband) und der Pädagogischen Hochschule Freiburg (Dr. Rainer Wohlfarth) entstanden sind, bilden die Basis der Reihe.

### **Herausgeber**

Freiburger Institut für tiergestützte Therapie  
Zum Litzfürst 8a  
79194 Gundelfingen

### **Autor**

Rainer Wohlfarth<sup>1,2</sup>

Bettina Mutschler<sup>1</sup>

Eva Bitzer<sup>2</sup>

*1: Freiburger Institut für tiergestützte Therapie*

*2: Fachbereich Public Health & Health Education, Pädagogische Hochschule Freiburg*

### **Rechte**

Nachdruck - auch auszugsweise -  
nur mit Genehmigung des Freiburger Instituts für tiergestützte Therapie gestattet

## Inhaltsverzeichnis

1. Mensch-Tier-Beziehung und tiergestützte Therapie .....	5
2. Von der Mensch-Tier-Beziehung zu Wirkfaktoren in der tiergestützten Therapie .....	6
2.1. Tiere als Hilfe, um das Gefühl von Angst- und Spannung zu mindern und die Stimmung positiv zu beeinflussen .....	7
2.2. Bindungstheorie: Tiere als Bezugsobjekte .....	9
2.3. Tiere als Motivatoren .....	11
2.4. Eisbrecher-Theorie: Tiere als soziale Katalysatoren .....	13
2.5. Tiere arbeiten ‚kunden-zentriert‘ .....	15
2.6. Tiere als Kommunikations-Fazilitatoren .....	15
2.7. Tiere als Selbstobjekte .....	17
2.8. Tiere als Förderer der Selbstwirksamkeit .....	18
3. Ein mögliches (Zwischen-)Fazit: Was wirkt nun bei tiergestützter Therapie? .....	19
4. Literatur .....	22



## 1. Mensch-Tier-Beziehung und tiergestützte Therapie<sup>1</sup>

Schon seit Jahrtausenden ist die positive Wirkung von Tieren auf Menschen bekannt, jedoch wurden erst im 20. Jahrhundert vermehrt Tiere systematisch in die Therapie einbezogen. So wurde das Konzept der tiergestützten Therapie von dem Kinderpsychotherapeuten Boris Levinson erstmals 1962 anhand zahlreicher Fallbeispiele wissenschaftlich beschrieben (Levinson 1962).

Bei der tiergestützten Therapie handelt es sich bislang um keine einheitliche, theoriegeleitete und eigenständige Interventionsform, obwohl einige Versuche unternommen wurden die Begrifflichkeiten und unterschiedlichen Interventionen in einem einheitlichen Begriffssystem zu beschreiben (z.B. Wohlfarth/Widder 2010). In Anlehnung an Kruger und Serpell (2010, S. 36) kann man tiergestützte Interventionen ganz allgemein beschreiben als *“any intervention that intentionally includes or incorporates animals as a part of a therapeutic or ameliorative process or milieu.”*

Die Begriffsvielfalt, die Vielfalt der unterschiedlichen Interventionsformen sowie das Fehlen eines theoretischen Rahmenkonzeptes hat dazu geführt, dass die Forschung bis heute darum ringt, die Wirksamkeit tiergestützter Interventionen nachzuweisen (Virués-Ortega 2011; Nimer/Lundahl 2007; Souther/Millner 2007). Zwar liegen zahlreiche Einzelfallberichte vor und auch jeder, der mit Tieren arbeitet, weiß um deren besondere Bedeutung im therapeutischen oder pädagogischen Prozess, jedoch ist bis heute offen, ob Tiere eine spezifische Wirkung entfalten oder eher unspezifisch die Atmosphäre so verändern, dass Therapie erleichtert wird. Bislang fehlen fundierte spezifische Theorien, aus welchen überprüfbar Hypothesen abgeleitet werden können. Auch das Design vieler Studien ist mangelhaft. So finden sich häufig nur kleine Fallzahlen oder es fehlen geeignete Kontrollgruppen, sodass kaum entschieden werden kann, ob sich die gemessenen Veränderungen tatsächlich auf die tiergestützte Therapie an sich und nicht auf andere Faktoren zurückführen lassen (Marino 2012).

Zur Erklärung der positiven Wirkungen tiergestützter Therapie werden häufig die Biophilie-Theorie genannt, Aspekte des Bindungsverhaltens herangezogen oder die Du-Evidenz als wesentlich herausgestellt (z.B. Olbrich 2003; Beetz 2009/2003). Für alle diese Erklärungsmodelle gilt, dass sie eher auf die allgemeine Mensch-Tier-Beziehung bezogen sind und weniger die spezifische Situation einer tiergestützten Intervention abbilden. Eine Mensch-Tier-Beziehung, wie wir sie zu bei uns lebenden Haustieren unterhalten, unterscheidet sich fundamental von einem Mensch-Tier-Kontakt im Rahmen einer therapeutischen oder pädagogischen Beziehung (Hinde 1997).

Eine konkrete Form der Beziehung entsteht aus einer Serie von Interaktionen zwischen zwei Individuen über einen größeren Zeitraum. Es geht also allgemein um die Frage: Was tun die Beteiligten im Rahmen ihrer Beziehung? Und es geht vorwiegend um die Frage: Durch welche spezielle Form der Interaktion, der Qualität der Kommunikation, der Häufigkeit der Interaktion und des Gebens und Nehmens (z.B. im Sinne von Symmetrie vs. Komplementarität; Konflikt, Macht, Einfluss, Kontrolle und Selbstöffnung) sind therapeutische Beziehungen im Dreieck ‚Klient - Therapeut - Tier‘ charakterisiert (Hinde 1997/1979)?

Betrachtet man die angesprochenen Aspekte genauer, so wird deutlich, dass sich Alltagsbeziehung zwischen Tierhalter und Tier vor allem im Hinblick auf die Dauer, die Häufigkeit, den Rahmen innerhalb dessen der Kontakt besteht, die Gleichberechtigung der Beziehungspartner, die Zielorientierung und Zweckbindung von dem Setting tiergestützten Arbeitens unterscheiden. In der tiergestützten The-

<sup>1</sup> ‚Therapie‘ wird hier im Sinne der Definition der European Society for Animal-Assisted Therapy (ESAAT) verstanden und umfasst somit alle therapeutischen, pädagogischen und fördernden, trainingsbezogenen und Lernen initiiierenden Maßnahmen. Da es für den spezifischen Bereich der Pädagogik nur sehr wenige empirische Untersuchungen gibt, wird hier jeweils die Begriffe Klient und Therapeut verwendet. Dem geneigten Leser mit eher pädagogischer Ausrichtung wird es nicht schwerfallen die Begriffe und Beispiele auch auf spezifisch pädagogische Kontexte zu übertragen.

rapie - verstanden als therapeutische oder pädagogische Interaktion - ist die Beziehung zwischen Tier und Klient hinsichtlich Ort, Zeit und Häufigkeit der Interaktionen begrenzt. Der Fokus liegt stärker auf dem Klienten und den Zielen der Therapie. Daher stellt sich die Frage, ob allgemeine Modelle der Mensch-Tier-Beziehung ohne weiteres auf die spezifische Situation der tiergestützten Therapie übertragbar sind.

Zunächst kann man sich dieser Frage annähern, in dem versucht wird, allgemeine Kennzeichen tiergestützter Therapie abzuleiten. Hierzu kann auf allgemeine Aspekte rekuriert werden, die für anerkannte Therapieformen beschrieben wurden (z.B. Reinecker 2006):

- Tiergestützte Therapie umfasst geplante und zielorientierte Maßnahmen, die zu Veränderungen führen sollen, um
  - die körperlichen, kognitiven und emotionalen Funktionen wiederherzustellen und zu erhalten.
  - die Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Durchführung von Aktivitäten und Handlungen zu fördern.
  - das Einbezogensein in die jeweiligen Lebenssituation zu fördern und
  - das subjektive Wohlbefinden zu verbessern.
- In der tiergestützten Therapie werden Methoden angewandt, bei denen Klienten mit Tieren interagieren, über Tiere kommunizieren oder für Tiere tätig sind.
- Tiergestützte Therapie wird durch professionelle Helfer in ihrem Grundberuf angewandt,
- Tiergestützte Therapie ist theoretisch begründet, d.h. nicht zufällig oder willkürlich.
- Tiergestützte Therapie besitzt den Anspruch einer Überprüfung ihrer Wirksamkeit.

Tiergestützte Therapie stellt also eine besondere Form einer kontrollierten menschlichen Beziehung dar, in welcher der Pädagoge/Therapeut mittels eines Tieres die jeweils spezifischen Bedingungen bereitstellt, um für einen oder mehrere Menschen Veränderungen in Richtung einer Verminderung oder Heilung von seelischem oder körperlichem Leiden zu ermöglichen (Reinecker 2006). Auch eine persönliche Weiterentwicklung kann mit tiergestützter Therapie verbunden werden, oder sogar ihr ausdrückliches Ziel sein. Durch die besondere Beziehungsgestaltung und die ausgewählten Methoden steigert der Klient die Fähigkeit, besser mit sich und seinen Problemen umgehen zu können, um ein Mehr an geistigem, seelischem und körperlichem Wohlbefinden zu erreichen (ebd.).

Es zeigt sich, dass eine therapeutische oder pädagogische Beziehung einen gänzlich anderen Charakter aufweist, als alltägliche Beziehungen. Daher ist die Frage bedeutsam, welche spezifischen Wirkfaktoren in der tiergestützten Therapie möglicherweise positive Effekte bedingen.

## 2. Von der Mensch-Tier-Beziehung zu Wirkfaktoren in der tiergestützten Therapie

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, mögliche spezifische Wirkfaktoren tiergestützter Therapie zu beschreiben. Dabei muss beachtet werden, dass

- die empirische Fundierung der einzelnen Faktoren sehr unterschiedlich ist;
- die Schwerpunktsetzung wie der theoretische Hintergrund verschieden sind;
- sich die Wirkmechanismen teilweise überschneiden<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Daher findet der Leser auch in diesem Text vereinzelt Wiederholungen, da manche Theorien oder empirische Untersuchungen zur Erklärung unterschiedlicher Wirkmechanismen herangezogen werden.

## 2.1. Tiere als Hilfe, um das Gefühl von Angst- und Spannung zu mindern und die Stimmung positiv zu beeinflussen

Die Vermutung, dass die Anwesenheit von oder die Interaktion mit einem Tier entspannende Wirkungen hat, wird häufig angeführt. Als Erklärung wird meist mit Ableitungen aus der Biophilie-Theorie nach Wilson (1984) argumentiert: Beobachten Menschen Tiere, die entspannt sind, so wird auch ihre Anspannung abnehmen. Und wenn man entspannt ist, kann man seine Aufmerksamkeit wieder auf andere Dinge lenken und so offen für neue Lernerfahrungen werden.

Dieses biologisch basierte menschliche Bedürfnis sich nichtmenschlichen Lebewesen und der Natur anzunähern wird in verschiedensten Angeboten im Bereich Green Care genutzt. Neuere Studien belegen, dass diese Angebote die Therapie bei einer Vielzahl von unterschiedlichen Diagnosen (z.B. Übergewicht, Schizophrenie oder Stresserkrankungen) effektiv unterstützen (Annerstedt/Währborg 2011).

Für den Bereich der tiergestützten Interventionen zeigt eine Untersuchung der Arbeitsgruppe um Andrea Beetz (Beetz et al. 2011), dass in einer Stresssituation in der Anwesenheit von Tieren die physiologischen Indikatoren von Stress weniger stark ansteigen. Dies gilt insbesondere für Menschen mit Bindungsstörungen, denen der Umgang mit anderen Personen schwerfällt. Die Forschergruppe untersuchte rund 80 Jungen im Alter zwischen sieben und zwölf Jahren mit unsicherem oder desorganisiertem Bindungsmuster in einer Situation, die mäßigen sozialen Stress hervorruft. Nach einer Eingewöhnungsphase wurden die teilnehmenden Personen gebeten, in Gegenwart von zwei fremden Erwachsenen eine Geschichte zu Ende zu erzählen und Kopfrechenaufgaben zu lösen. Ein Drittel der Probanden erhielt Unterstützung durch einen freundlichen Erwachsenen. Die anderen Kinder bekamen einen Hund oder einen Stoffhund. Nach dieser Aufgabe durften sich die Teilnehmer eine Weile entspannen. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass der Hund im Gegensatz zum Erwachsenen oder Stoffhund eine spannungsmindernde physiologische Wirkung hatte. Dieser Effekt des Hundes trat nur bei den unsicher oder desorganisiert gebundenen Jungen auf. Eine Kontrollgruppe sicher gebundener Kinder zeigte die stärkste Stresshormondämpfung dagegen im Beisein des Erwachsenen.

In Anwesenheit des lebendigen Hundes konnten bei den unsicher gebundenen Jungen keine erhöhten Werte des Stresshormons Cortisol nachgewiesen werden. Auch in der anschließenden Entspannungsphase fanden sich bei dieser Gruppe wesentlich geringere Konzentrationen des Botenstoffs als bei den anderen Kindern. Entscheidend war dabei das Ausmaß, in dem sich die Kinder mit dem Tier beschäftigten: Besonders entspannt waren die Probanden, die intensiv mit dem Tier sprachen oder es streichelten. Keine Unterschiede fanden sich in allen Gruppen im Bereich der subjektiven Befindlichkeit erfasst durch einen Fragebogen.

Auch für Erwachsene fand Blender (2009), dass die Herzfrequenz bei Personen mit hoher Bindungsangst in einem therapeutischen Interview in Anwesenheit eines Hundes deutlicher abnahm als bei Personen mit niedriger Bindungsangst. Kein solch differentieller Effekt zeigte sich für den systolischen oder diastolischen Blutdruck, hier nahm der Blutdruck unabhängig von den Persönlichkeitseigenschaften ab. Blender stellte fest, dass die Reduktion des Blutdrucks nicht durch Bindungsangst, Persönlichkeitsfaktoren oder der Einstellung zum Tier moderiert wird (Blender 2009). Interessanterweise hatte jedoch die physiologische Spannungsminderung keinen Einfluss auf die Bereitschaft das Interview zu führen. Hier zeigten die Ergebnisse, dass auch die Anwesenheit eines Hundes bei Personen mit hoher Bindungsangst und/oder hohen Neurotizismuswerten die Motivation nicht steigern konnte. Auch Blender konnte keine Veränderungen der berichteten subjektiven Befindlichkeit ausmachen. Wie schwierig der Vergleich von solchen Untersuchungen ist, zeigt die Tatsache, dass in der Untersuchung von Blender, die Klienten keine Möglichkeit hatten, den Hund zu streicheln oder direkt mit ihm zu

interagieren. Dabei zeigt die Untersuchung von Beetz und Mitarbeitern (2011) gerade eine besonders ausgeprägte Reduktion der physiologischen Parameter für Stress bei Menschen, welche intensiv Kontakt mit dem Hund aufnahmen und ihn streichelten.

Auch erwachsene psychiatrische Patienten erleben im Beisein eines Hundes eine deutliche Minderung von Stress und Angst, wie zum Beispiel zwei Studien von Forschern der Berliner Charité zeigen (Lang et al. 2010; Hoffmann et al. 2009). Die Wissenschaftler ließen Patienten mit schwerer Depression oder akuter Schizophrenie eine halbe Stunde lang über ihre Erfahrungen mit Tieren und ihre Beziehung zu Hunden erzählen. Bei der  Hälfte der Patienten befand sich dabei tatsächlich ein Hund im Raum. Waren Tiere anwesend, so milderte das die in einem Fragebogen geschilderte Angst der Betroffenen und trug merklich zu deren Entspannung bei, während sich bei den Probanden ohne Beisein des Tieres kaum eine Veränderung zeigte. Ähnliche Wirkungen konnte Berget und Mitarbeiter für Farmtherapie zeigen (Berget et al. 2011; Pedersen et al. 2011).

Auch in zahlreichen weiteren Untersuchungen konnte nachgewiesen werden, dass die Anwesenheit eines Tieres Angst und Stress verringern kann, wobei unterschiedlichste Maße (z.B. subjektive Einschätzungen, Fremdbeobachtungen und physiologische Parameter) erhoben wurden (u.a. Hoffmann et al. 2009; Cole et al. 2007; Barker/Knisely/McCain/Best, 2005). Dies gilt auch für Menschen die an posttraumatischen Belastungsstörungen leiden (u.a. Hamama et al. 2011; Berget/Ekeberg/Braastad 2008).

Eine Stimmungsverbesserung durch die Anwesenheit von und die Interaktion mit Tieren konnte ebenso in zahlreichen Untersuchungen beobachtet werden. Nathans-Barel und Mitarbeiter (2005) konnten durch tiergestützte Therapie die Anhedonie (Unfähigkeit Freude oder/oder Lust zu empfinden) bei schizophrenen Patienten reduzieren. Prothmann (2012) konnte eine Stimmungsverbesserung bei Kindern mit psychischen Störungen sowie bei Jugendlichen mit Sprachbeeinträchtigungen ausmachen. In ihrer Meta-Analyse konnten Souter und Miller (2007) zwar nur fünf Studien finden, welche alle mit Hunden durchgeführt wurden, jedoch zeigten diese einen statistisch signifikanten Effekt für eine Minderung der depressiven Stimmungslage. Auch weitere Meta-Analysen (Virues-Ortega et al. 2011; Nimer/Lundahl 2007) ergaben moderate Wirkungen tiergestützter Interventionen auf depressive Stimmung und Angst. Deutlichere Effekte zeigen sich in der Farmtherapie. Die Arbeitsgruppe um Braastad (Pedersen et al. 2012) bot Menschen mit depressiven Symptomen die Möglichkeiten zwölf Wochen lang jeweils zweimal in der Woche auf einem Bauernhof mitzuhelfen und mit den dort anwesenden Tieren zu interagieren. Nach dieser Zeit wies die Interventionsgruppe deutlich geringer Depressionswerte auf als die Kontrollgruppe.

Blender (2009) weist daraufhin, dass die Minderung von Angst und Spannung sowie depressiver Stimmung durch tiergestützte Therapie abhängig von verschiedensten Persönlichkeitsvariablen wie Neurotizismus, Extraversion, Misstrauen oder Offenheit zu sein scheint.

Man kann also zusammenfassend annehmen, dass Tiere in Abhängigkeit von den Persönlichkeitsmerkmalen der Klienten den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Therapeut/Pädagoge und Klient beschleunigen und so die Dauer der Therapie oder Förderung verkürzen.

Welche Mechanismen liegen möglicherweise der Angstminderung und der Stimmungsverbesserung zugrunde?

Die nonverbale Verständigung zwischen Mensch und Tier verläuft häufig auf der taktilen Ebene. Sowohl der Mensch als auch das Tier nutzen körperliche Berührungen, um dem Gegenüber etwas mitzuteilen. Darüber hinaus wird wechselseitig das Bedürfnis nach Körperkontakt und zärtlicher Berührung eingefordert beziehungsweise befriedigt, ohne dass über diese Zuneigung hinausgehende Kommunikationsakte im Vordergrund stehen. Insbesondere das weiche Fell der meisten Tiere lädt zu Berührung



und Streicheln ein. Dies gilt besonders für Berührungen zwischen Mensch und Tier, die ohne Blickkontakt erfolgen und bei denen beide einander ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden. Solch ein Körperkontakt entsteht beispielsweise beim Streicheln und Tätscheln. Bei Mensch und Tier entsteht ein entspannter, ruhiger Zustand, in dem die Aufmerksamkeit auf kein bestimmtes Ziel gerichtet werden muss (Katcher 1981). Für den durch Tierkontakt induzierten Entspannungszustand werden neurochemische Mechanismen verantwortlich gemacht (Uvnas-Moberg 2004).

In einer professionellen Helferbeziehung ist die Kommunikation normalerweise klar und zielorientiert. Die Möglichkeit eines Tieres, Körperkontakt aufzunehmen und Berührung zu ermöglichen, steht einem professionellen Helfer in der Regel nicht zur Verfügung, da dadurch die professionellen Grenzen überschritten würden.

Aus lerntheoretischer Sicht hat Brickel (1986) vermutet, dass körperliche Entspannung mit körperlicher Anspannung unvereinbar ist und die Konfrontation mit der angstausslösenden Situation im entspannten Zustand zu einer Verminderung und sogar Hemmung der Angstreaktion führt. Für den Klienten kann der Therapeut ein Angstreiz darstellen, aber auch die Vorstellung, über innere Konflikte sprechen zu müssen. Tiere vermitteln dagegen eher Ruhe und Entspannung. Wird nun ein Tier in eine angstausslösende Situation gebracht, kann davon ausgegangen werden, dass die Angst des Klienten nicht so stark ausgeprägt sein wird und dass vielleicht sogar die Angst sukzessiv durch den durch die vom Tierkontakt) ausgehende Ruhe und Entspannung gelöscht wird.

Einen dritten möglichen Wirkmechanismus postuliert Mc Culloch (1983). Er beobachtete, dass Menschen durch den Kontakt zu Tieren zum Lachen und Spielen angeregt werden und schloss daraus, dass Tiere so Einfluss auf einen neuro-endokrinen Regelmechanismus nehmen können, der das Opiatsystem angeregt. Er beruft sich dabei auf Studien, die belegen, dass Lachen kurzfristig Erregtheit und Anspannung vermindert, zur Schmerzlinderung beiträgt und die Empfindung von Euphorie steigern kann. Da Tiere auch in einer therapeutischen Situation eine Quelle für Humor, Lachen und Spiel sein können, ist es durchaus denkbar, dass hormonelle Mechanismen eine Rolle spielen.

Heute wird jedoch vermutet, dass weniger körpereigenes Opiat direkt, sondern durch den Kontakt mit einem bekannten (Haus-)Tier Serotonin, Prolactin und Oxytocin ausgeschüttet werden, welche zu Entspannung und einer besseren Stimmung beitragen (u.a. Olmert 2009; Nagasawa et al. 2009; Odendaal/ Meintjes 2003). Insbesondere für Oxytocin konnte gezeigt werden, dass es soziale Fähigkeiten verbessert, Angst mindert und das Vertrauen steigert (Kosfeld et al. 2005; Heinrichs et al. 2003). Diese Wirkungen scheinen jedoch von einer ganzen Reihe von Faktoren abhängig zu sein: Geschlecht (Miller et al. 2009), Bindungsverhalten (Beetz et al. 2011) oder der Einschätzung der Qualität der Mensch-Tier-Beziehung (Handlin et al. 2012).

## 2.2. Bindungstheorie: Tiere als Bezugsobjekte

Eine der wesentlichen Annahmen in der Bindungstheorie (Bowlby 1982) ist, dass soziale Interaktionen mit wichtigen Bezugspersonen in der frühen Kindheit zu einem internen Arbeitsmodell führen, in welchem Vorstellungen über das eigene Selbst wie über die Umwelt abgespeichert sind. Dieses interne Arbeitsmodell beeinflusst später die Emotionsregulation wie auch das Verhalten in Beziehungen (Mikulincer/Shaver 2007). Nach Triebenbacher (1998) haben Menschen ein angeborenes und biologisch fundiertes Bedürfnis nach sozialen Interaktionen, die im Entwicklungsverlauf zunehmend auf bestimmte Personen, die Bezugspersonen, fokussiert werden. Die Interaktion mit den Bezugspersonen ist durch spezifische Verhaltensweisen wie Anlächeln oder Berühren gekennzeichnet. Das Kind versucht, zu seinen Bindungspersonen Nähe herzustellen; es will von ihnen getröstet und beschützt werden.

Bezugspersonen haben nach Mikulincer und Shaver (2007) verschiedene Funktionen:

- Sie sind das Ziel, zu denen man unmittelbare Nähe herstellen möchte.
- Sie sind der sichere Hafen, der hilft, Stress zu mildern und der als Quelle von Unterstützung und Trost fungiert.
- Sie stellen eine sichere Basis dar, von der aus man die Umwelt explorieren und unabhängiges Verhalten entwickeln kann.

Positive Interaktionen mit wichtigen Bezugspersonen, die wenn nötig zur Verfügung stehen und Unterstützung gewähren, begünstigen die Entwicklung eines optimistischen und positiven internen Arbeitsmodells. Dieses wiederum beeinflusst die Entwicklung adaptiver Emotionsregulationsstrategien, eines positiven Selbstwertes, eines positiven psychosozialen Befindens und psychischer Gesundheit (Mikulincer/Shaver 2007). Fehlen wichtige Bezugspersonen oder weisen diese eine Person zurück, dann entsteht ein negatives Arbeitsmodell und damit eine negative Vorstellung über sich selbst und andere. Psychosoziale Fehlanpassungen werden wahrscheinlicher.

Zahlreiche Untersuchungen zeigen, dass viele Aspekte der Bindungstheorie auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen werden können. Voraussetzung hierfür ist, dass dem Tier Du-Evidenz zugeschrieben wird. Sie stellt die Fähigkeit dar, im Gegenüber, auch in einem Tier, ein ‚Du‘ wahrzunehmen und zieht die Möglichkeit einer Beziehung zwischen Mensch und Tier in Betracht. Dabei ist es nicht entscheidend, ob die Art und Weise der Wahrnehmung oder der emotionalen Zuwendung objektiv das Wesen des als ‚Du‘ adressierten Partners trifft, sondern einzig die subjektive Gewissheit, es handele sich bei einer solchen Beziehung um eine Partnerschaft (Greiffenhagen/Buck-Werner 2007). So weisen Katcher und Beck (1989) daraufhin, dass viele Menschen eine enge Beziehung zu ihrem Tier besitzen. Dies drückt sich darin aus, dass sie Tiere als Freunde (Stallones et al. 1988), als Familienmitglieder (Voith 1985; Cain 1983) oder als Kindersatz (Wallendorf/Belk 1987) betrachten.

Nach Crawford et al. (2006) ist die emotionale Beziehung zwischen Mensch und Tier durch Nähe wie durch die Häufigkeit von Streicheln, Fellpflege und gemeinsamen Aktivitäten gekennzeichnet. Wobei Odendaal (2000) auf einen wichtigen Aspekt verweist: Bindung kann nur entstehen, wenn die Bedürfnisse nach Aufmerksamkeit, Nähe und sozialer Interaktion von Mensch und Tier berücksichtigt werden.

Ob Tiere im Rahmen einer tiergestützten Therapie eine ‚sichere Basis‘ oder einen ‚sicheren Hafen‘ im Sinne der Bindungstheorie darstellen können, ist noch nicht nachgewiesen. Jedoch gibt es in der Psychotherapie theoretische Überlegungen, dass gerade der Therapeut diese Funktionen übernehmen muss, um eine therapeutische Veränderung zu ermöglichen (Brisch 2000). Diese Überlegungen gehen davon aus, dass hilfeschuchende Patienten aufgrund ihrer Hilfesuche ihr Bindungssystem maximal aktiviert haben und somit den Therapeuten als Bindungsperson benötigen, um mit dieser Hilfe exploratives Verhalten im Sinne einer Verhaltensänderung durchführen zu können. Umstritten ist jedoch, ob im Rahmen therapeutischer oder fördernder Maßnahmen, die in der Regel zwischen etwa 15 und 60 Stunden währen, überhaupt vom Aufbau einer Bindungsbeziehung die Rede sein kann.

Aufgrund früher Bindungserfahrungen entsteht, wie beschrieben, ein inneres Arbeitsmodell, ein kognitives Schema, welches zukünftige Wahrnehmungen und Verhaltensweisen beeinflusst. Kann ein Tier im Rahmen einer tiergestützten Therapie als ‚sichere Basis‘ und ‚sicherer Hafen‘ fungieren, so kann sich durch den Umgang mit einem Tier möglicherweise das innere Arbeitsmodell verändern und dadurch die Fähigkeit, besser mit belastenden Lebensereignissen umzugehen (Siegel 1990). So haben Zilcha-Mano und Mitarbeiter (2011) in einer Übersicht gezeigt, dass eine länger dauernde Beziehung mit einem Tier durchaus ähnliche Bedürfnisse befriedigen kann wie eine nahe Bezugsperson. Die Untersuchungen haben darüber hinaus gezeigt, dass dies für unterschiedlichste Settings gilt. Daher kann

angenommen werden, dass ein Tier ersatzweise die Funktion einer Bezugsperson annehmen kann. Jedoch scheint der Erfolg tiergestützter Interventionen in gewissem Maße vom Bindungsmuster des einzelnen Klienten abhängig zu sein. Wie beschrieben fanden Beetz und Mitarbeiter (Beetz et al. 2011) physiologische Effekte nur bei unsicher gebundenen Kindern. Colby und Sherman (2002) untersuchten 52 ältere Menschen in einem Altenheim und stellten fest, dass bei Bewohnern mit einem sicheren Bindungsmuster tiergestützte Therapie die Stimmung verbessern konnte, bei Bewohnern mit einem ambivalenten Bindungsmuster stieg die Stimmung und nahm die depressive Befindlichkeit ab, während unsicher gebundene Bewohner einen Anstieg der depressiven Stimmungslage zeigten. Colby und Sherman folgern daraus, dass tiergestützte Interventionen nicht für alle Menschen gleichermaßen sinnvoll sind. Die vorliegenden Untersuchungsergebnisse sprechen dafür, dass in Abhängigkeit vom jeweiligen Bindungsmuster tiergestützte Interventionen differentielle Effekte zeigen. Jedoch weisen die Untersuchungen in unterschiedliche Richtungen, sodass weitere Studien zeigen müssen, wie tiergestützte Therapie bei Menschen unterschiedlichen Alters mit unterschiedlichem Bindungsmuster wirkt. Erste Anhaltspunkte ergeben sich aus neurobiologischen Überlegungen: So geht der positive Mensch-Tier-Kontakt - ähnlich wie die erfolgreiche Deaktivierung des Bindungsverhaltenssystems<sup>3</sup> bei Mutter und Kind - mit positivem Gefühlen einher (u.a. Oxytozin- und Kortisolausschüttung). Ein besonders wichtiger Faktor scheint dabei der Körperkontakt zu sein. Körperkontakt ist Bestandteil sicherer Beziehung und führt entsprechend zu einer Ausschüttung von Oxytozin (u.a. Olmert 2009; Miller et al. 2009; Odendaal/Meintjes 2003).

Ein weiterer Aspekt ist anzumerken: Tiere können das Pflegeverhaltenssystem beim Menschen aktivieren (Berget/Ihlebak 2011). Dies gilt auch für Kinder, wobei deren Pflegeverhalten noch nicht stabil ausgebildet ist, sondern in starker Konkurrenz mit anderen Verhaltenssystemen, wie Exploration und Affiliation (Suche nach Unterstützung durch andere Personen) steht. Viele Interaktionen in der tiergestützten Therapie sind Pflegeinteraktionen (wie füttern, bürsten und versorgen). Die Pflegeinteraktionen gehen mit den gleichen positiven Gefühlen, ähnlichen Hormon- und physiologischen Reaktionen wie direkte Bindungserfahrungen einher. Caregiving (Fürsorgeverhalten) kann daher ein wichtiger bislang jedoch zu wenig beachteter Faktor der Mensch-Tier-Beziehung sein.

### 2.3. Tiere als Motivatoren

Im Alltag der tiergestützten Therapie ist eine Zunahme der Motiviertheit zu erkennen, wenn in eine therapeutische Situation Tiere einbezogen werden (Hart 2010).

Unsere Persönlichkeit umfasst zwei grundsätzliche Strukturen, durch die wir die Welt wahrnehmen: Das persönliche Erfahrungssystem und das verbal-symbolische System (Schultheiss 2001). Das persönliche Erfahrungssystem umfasst alle Reize, die durch unsere Sinne auf uns einströmen. Wir erleben sie direkt, ungebrochen und ohne sie vorher in Worte fassen zu müssen. Folgende Beispiele illustrieren Reize, die unser Erfahrungssystem stimulieren (Olbrich 2012): Der Anblick eines freundlichen, lächelnden Gesichts, der Klang einer ärgerlichen Stimme, der Geruch einer Person, der Geschmack einer reifen Kirsche, das Krabbeln eines Insekts auf der Haut. Das persönliche Erfahrungssystem ist für all die Bedürfnisse wichtig, die zum Überleben notwendig sind, wie beispielsweise Essen, Erkun-

---

<sup>3</sup> Zum näheren Verständnis: Das Bindungsverhaltenssystem (attachment system) dient der Suche und dem Aufrechterhalten von Nähe und steuert im Bedarfsfall das Erleben und Verhalten so, dass das Kind die Nähe der primären Bezugsperson sucht. Das vom Kind gezeigte Bindungsverhalten löst beim Erwachsenen ein komplementäres Fürsorgeverhalten aus, das wiederum das Bindungssystem deaktiviert, so dass das Kind dann kein bindungssuchendes Verhalten mehr zeigt. Das Bindungsverhaltenssystem wird jedoch nicht nur durch Fürsorgeverhalten deaktiviert, sondern auch durch Nähe zur Bezugsperson (Körperkontakt) und die Reduktion von Stress oder die Zunahme des Gefühls von Sicherheit.

den, soziale Bindung, Dominanz, Submission, Fortpflanzung, elterliche Fürsorge und Vermeiden von Gefahren. Und es ist direkt an Emotionen und Motivationen wie Neugierde, Wut, Freude, Zuwendung und Furcht gekoppelt. Das Erfahrungssystem ist funktionelle wahrscheinlich auf tieferen Schichten des Nervensystems angesiedelt und es wird früh in unserer Entwicklung aktiviert. Schon wenige Wochen nach der Geburt reagieren Kinder auf emotionale Stimuli. Daran ist erkennbar, dass es eine ganz wichtige biologische Bedeutung besitzt. Das persönliche Erfahrungssystem kann umschrieben werden durch Begriffe wie intuitiv, von Episoden ausgelöst, ‚anstrengungslos‘, bildsprachlich. Die ‚Sprache‘ des Erfahrungssystems ist nonverbal, nichtsprachlich. Es ist mit Gefühlen und Stimmungen verknüpft. Umgangssprachlich kann man es als unser ‚Bauchgefühl‘ bezeichnen.

Nun gibt es noch ein zweites System, das sogenannte verbal-symbolische System. Dieses nimmt die Realität sprachlich auf, das geschieht, in dem es Umweltreize zunächst verarbeitet und dann in Worte oder Symbole fasst (Olbrich 2012). Dieses System beschäftigt sich mit räumlichen, zeitlichen oder kausalen Beziehungen zwischen Personen, Objekten oder Eigenschaften. Es geht dabei um das Beachten von logischen Prinzipien und Regeln, von kulturellem oder intellektuellem Wissen, um kognitives Ordnen und Strukturieren. Das verbal-symbolische System wird dann wichtig, wenn Erfahrung weitergegeben wird, soziale Regel einzuhalten sind, Ziele formuliert werden müssen oder Probleme zu lösen sind. Die Sprache des verbal-symbolischen Systems sind Wörter, Bedeutungen, Regeln und Logik. Umgangssprachlich können wir es als unseren Verstand kennzeichnen.

Es wird angenommen, dass durch die tiergestützte Therapie eine bessere und schnellere Verbindung zwischen Erfahrungs- und verbal-symbolischem System - oder einfach ausgedrückt zwischen ‚Bauchgefühl‘ und ‚Verstand‘ - zustande kommt. Die Verbindung von ‚Bauchgefühl‘ und ‚Verstand‘ im Rahmen der tiergestützten Therapie ermöglicht es somit Emotionalität und Logik zu verbinden und damit funktionales Üben und emotionales Begreifen zu einer Einheit werden zu lassen. Zur in der Therapie üblichen kognitiven Kontrolle und Planung können so Empathie und Mitgehen treten (Olbrich 2012). Jedoch sind diese theoretischen Überlegungen noch nicht empirisch fundiert. Lediglich Blender (2009) berichtet, dass Personen in einem therapeutischen Interview motivierter waren ein Gespräch zu führen, wenn ein Hund anwesend war. Diese höhere Motiviertheit führte jedoch nicht dazu, dass gleichzeitig eine bessere Therapeut-Klient-Beziehung entstand oder mehr persönliche Dinge offenbart wurden.

Aus lerntheoretischer Sicht nimmt Brickel (1982) an, dass Tiere in einem therapeutischen Kontext als ‚positiver Verstärker‘ dienen können. Normalerweise würden Klienten eine unangenehme Situation, wie sie Therapiesituationen häufig darstellen, eher vermeiden. Klienten lassen sich oft allerlei Gründe einfallen, weswegen sie nicht mehr zur Therapie gehen. Tiere werden in der Regel als etwas Positives wahrgenommen. Sind sie in einer Therapiesituation anwesend, so kann vermutet werden, dass positive Verstärker die negativen überwiegen. Ähnliches gilt für Kinder, die nur ungerne zur Schule gehen. Durch die Anwesenheit eines Tieres kann die Schule positiv besetzt werden, weshalb das Vermeidungsverhalten (Schulverweigerung) weniger häufig auftritt. Umgekehrt kann ein unangebrachtes Verhalten (z.B. schreien, herumrennen) auf das Tier abschreckend wirken, sodass sich das Tier zurückzieht (Bestrafung durch Verlust). Unter der Voraussetzung, dass der Tierkontakt vom Schüler positiv erlebt wird, wird sein dem Tier gegenüber gezeigtes unangemessenes Verhalten von nun an seltener auftreten.

Empirische Fundierung findet das Konzept der Motivationssteigerung durch Tiere durch verschiedene Untersuchungen. So tragen Tiere dazu bei, dass wir uns in der Gemeinschaft mit anderen Menschen wohler fühlen. Beck et al. (1986) fanden heraus, dass psychiatrische Patienten häufiger und regelmäßiger an Gruppensitzungen teilnahmen, wenn im Gruppenraum ein Vogelkäfig stand. Ein ähnliches

Ergebnis zeigte eine Studie von Holcomb und Meacham (1989), die die Wirkung von Tieren im Rahmen eines Programms für hospitalisierte psychiatrische Patienten untersuchten. Ein Ergebnis ihrer Untersuchung war, dass durch den Einbezug von Tieren, sich die Motivation zur Therapieteilnahme erhöhte. Nun ist nachvollziehbar, dass sich so die Chancen für den therapeutischen Erfolg verbesserten.

Wesley und Mitarbeiter (2009) untersuchten die Wirkung tiergestützter Therapie auf die Entwicklung einer therapeutischen Beziehung bei Menschen mit Substanzabhängigkeit. Sie konnten zeigen, dass die therapeutische Beziehung in Anwesenheit eines Therapiebegleithundes wesentlich schneller und effektiver entsteht und die Motivation der Klienten an therapeutischen Maßnahmen teilzunehmen deutlich erhöht ist. Jedoch galt dies nicht für Menschen mit Alkoholabhängigkeit oder einer psychiatrischen Zweitdiagnose.

Mc Culloch (1983) folgerte ebenso aus seinen Studien, dass insbesondere bei Kindern das Interesse wie die Bereitschaft etwas Neues zu lernen durch die Anwesenheit von Tieren gefördert werden und somit zugleich Selbstvertrauen und Selbstwert zunehmen. Diese Beobachtung konnten Martin und Farlum (2002) in einer Studie mit Kindern mit Störungen aus dem autistischen Krankheitsspektrum empirisch fundieren: Die Kinder waren bei Anwesenheit eines Hundes motivierter, blieben länger aufmerksam und zeigten positive Lautäußerungen.

Auch für das Setting Schule konnte gezeigt werden, dass Tiere die Bereitschaft von Schülern, sich an verschiedensten Aktivitäten zu beteiligen, steigern (Friesen 2010; Hart 2006; Jalongo/Astorino/Bomboy 2004)

#### 2.4. Eisbrecher-Theorie: Tiere als soziale Katalysatoren

Die Beobachtung, dass Tiere als ‚Vermittler‘ für Menschen dienen können, soziale Interaktionen beschleunigen und so möglicherweise helfen, die Beziehung zwischen Patient und Therapeut oder zwischen Schüler und Lehrkraft schneller und dauerhafter zu gestalten, wird in der Literatur häufig beschrieben (u.a. McNicholas/Collis 2000; Corson/Corson 1980; Levinson/Mallon 1997).

Vielfach wird in der Literatur berichtet, dass in einer therapeutischen Behandlung das Tier als Brücke zwischen Therapeut und Klient fungiert, vor allem wenn es sich um Kinder handelt (Corson/Corson/Gwynne 1977). Kinder nehmen zu Tieren rasch Kontakt auf und fühlen sich emotional durch Tiere angesprochen, so wird ein angstfreier Beziehungsaufbau zwischen Kind und Tier möglich. Danach wird diese positive Beziehung auf den Therapeuten/Pädagogen und später schließlich auf andere Menschen übertragen (Mallon 1994; Levinson 1962/1984).

Hierfür können mehrere Mechanismen verantwortlich sein. Wenn wir eine Situation als erfreulich, gut oder schön für uns bewerten, werden wir uns auch froh, glücklich oder freudig erregt fühlen. Bewerten wir sie als schlimm, gefährlich, furchtbar oder unerträglich, dann empfinden wir Depressionen, Angst, Wut, Enttäuschung, Unruhe, oder Anspannung. Tiere helfen eine therapeutische oder pädagogische Situation als eher offen und entspannt anzunehmen (Beck/Seraydarian/ Hunter 1986; Baun/Bargstrom/Langston 1984). Auch wird angenommen, dass Tiere nicht nur durch ihre Anwesenheit und ihr Verhalten zu Gesprächen anregen, sondern es ermöglichen, die die Fixierung auf ein Angst machendes Ereignis zu durchbrechen (z.B. dem therapeutischen Gespräch) (Brickel 1986). Das Tier erlaubt durch seine als angenehm empfundene Anwesenheit, dass der Klient eigenständig Kontrolle über die als unangenehm empfundene Situation erlangen kann: Dieser kann sich zunächst dem Tier zuwenden und dann allmählich dem eher angstbesetzten Aspekten. So kann ein Kind beschließen, zuerst dem Tier negative Erlebnisse (z.B. sexuellen Missbrauch oder Mobbing) zu offenbaren, anstatt

diese ganz zu verschweigen. Dieser Effekte konnte bei vielen unterschiedlichen Gruppen gezeigt werden (u.a. Wells/Perrine 2001).

Weitere Studien zeigen, dass Menschen, die zusammen mit einem Tier auf einer Abbildung dargestellt sind, vom Betrachter als freundlicher, glücklicher, gesünder, weniger angsteinflößend und mehr entspannt wahrgenommen werden (Rossbach et al. 1992; Lockwood 1983).

Gingen Menschen mit ihrem Hund in einer ihnen fremden Umgebung spazieren gingen, hatten sie deutlich mehr positive soziale Kontakte, als wenn sie alleine unterwegs waren (Messent 1983). Menschen mit Tieren haben also einen ‚Sympathiebonus‘, der für die tiergestützte Therapie zu nutzen ist (Wood/Giles-Corti/Bulsara 2005; Gerjes-Johnson/Kennedy 1995). Ähnliches gilt auch für Lehrkräfte, welche beispielsweise ihren Hund mit ins Klassenzimmer bringen.

Schneider und Harley (2006) untersuchten mit Hilfe einer Videoaufzeichnung wie eine Gruppe Studierender Therapeuten mit beziehungsweise ohne Hund einschätzte. Die Zufriedenheit bei den Probanden mit dem Therapeuten war höher, wenn ein Hund anwesend war. Keine Unterschiede ergaben sich hinsichtlich der Einschätzung von Vertrauenswürdigkeit oder Sympathie. Aber viel wichtiger: Die Klienten zeigten eine höhere Bereitschaft zur Selbstmitteilung, wenn ein Hund anwesend war. Ähnliche Ergebnisse erbrachte eine Studie von Reichert (1998). Dort waren die an der Studie beteiligten Kinder eher bereit dem Hund etwas zu erzählen als der Therapeutin. Vergleichbares konnten Wells und Mitarbeiter belegen: Hier führte die Anwesenheit einer Katze dazu, dass der Therapeut von den Klienten als freundlicher und fürsorglicher eingeschätzt wurde (Wells/Rosen/ Walshaw 1997). Eine mögliche Erklärung für diese Befunde könnte sein, dass die Klienten aufgrund des zwischen Therapeut und Tier beobachten empathischen Umgangs, annehmen, dass auch sie in schwierigen Situationen vom Therapeuten eher akzeptiert und unterstützt werden (Zilcha-Mano/Mikulincer/ Shaver 2011).

Einzelberichte zeigen, dass die ‚Therapiemüdigkeit‘ bei Kindern und behinderten Erwachsenen durch den Einbezug von Tieren gemindert werden kann. ‚Therapiemüdigkeit‘ - besser ‚Beziehungsmüdigkeit‘ - entsteht, wenn aufgrund vielfältiger Enttäuschungen das Vertrauen in therapeutische Beziehungen verloren ging und jeder weitere herkömmliche Therapieversuch durch verschiedenste subjektive Strategien seitens des Klienten abgewehrt wird (Levinson 1969). Das Tier dient in diesem Kontext als ‚Eisbrecher‘ im Sinne eines Übergangsobjektes, um dem Betroffenen die Möglichkeit zur Öffnung und Zuwendung zuerst gegenüber dem Tier und dann gegenüber dem Therapeuten zu bieten. *„Die Beziehung zu Tieren scheint ein Niederreißen der Mauern aus Verzweiflung und Desillusionierung zu ermöglichen, die diese Menschen nicht nur von anderen isolieren, sondern sie auch weniger zugänglich für konventionellere Behandlungsmethoden machen“* (S.102), so Serpell im Jahr 1990.

Anke Prothmann (2012) kommt in einer Zusammenfassung ihrer bei psychisch kranken Kindern und Jugendlichen gewonnenen Untersuchungsergebnisse gleichfalls zu der Überzeugung, dass die von ihr gefundenen Wirkungen auf die Befindlichkeit nicht als störungsspezifische Effekte der tiergestützten Therapie zu verstehen sind. Tiere scheinen eher die Atmosphäre einer Therapiesitzung so nachhaltig beeinflussen zu können, dass Veränderungen im subjektiven Erleben und in der Selbstwahrnehmung auftreten. Die Kinder und Jugendlichen erleben sich nach Prothmann (2012) in eine Atmosphäre versetzt, die von Wärme, Akzeptanz und Einfühlungsvermögen in ihrer Gefühlswelt geprägt ist. Kriterien, die allgemein als das Fundament einer tragfähigen, zu Veränderungen ermutigenden Beziehung gelten.

## 2.5. Tiere arbeiten ‚klienten-zentriert‘

Der Psychotherapeut Rogers (1973) formulierten drei notwendige und hinreichende Bedingungen für einen erfolgreichen psychotherapeutischen Prozess: Echtheit, Wertschätzung und Empathie. Dieses Optimierungsprinzip in der humanistischen Therapie besagt, dass ein entwicklungs- oder therapeutischer Prozess dann gelingt, wenn ...

... bedingungslose positive Zuwendung erfahren wird;

... der Erzieher/Therapeut authentisch ist;

... dem Klienten empathisches Verstehen entgegengebracht wird, d.h. wenn Äußerungen des Klienten ohne zu zweifeln und ohne zu urteilen aufgenommen werden.

Der personenzentrierte Ansatz rückt die eigenständige Entwicklung des Klienten in den Mittelpunkt, dessen psychische Funktionsfähigkeit im Verlauf einer Therapie durch die Entwicklung seiner eigenen Ressourcen wiederhergestellt werden soll. Die tiergestützte Therapie, so vermutet Olbrich (2012), hilft diese Entwicklung zu unterstützen.

Tiere, so Olbrich (2012), sind empathisch, haben also die Fähigkeit die Gefühle und Stimmungen der Menschen zu erspüren und entsprechend darauf zu reagieren. Auch ihre Unvoreingenommenheit gegenüber Äußerlichkeiten wird oft als Hinweis auf eine empathische Grundfähigkeit gewertet. Sie gehen in der Regel wohlwollend und offen auf den Menschen zu, erlauben manchmal direkte körperliche Nähe, behandeln alle Menschen gleich, gemessen an menschlichen Standards, und passen sich oft ihrem Gegenüber an. Durch das nach unseren (menschlichen) Vorstellungen meist wert- und vorurteilsfreie Verhalten eines Tieres kann dieses als akzeptierender und geduldiger Partner erlebt werden.

Tiere nehmen ohne Urteil auf, was ihnen an Verhalten entgegengebracht wird (Olbrich 2012). Und entsprechend reagieren sie auf dieses Verhalten. Sie verhalten sich so, wie es ihrem momentanen Empfinden entspricht, sie zeigen ihre Gefühle unmittelbar. So wird bewusstes, verantwortungsvolles, vorausschauendes Agieren gefördert. Durch die unmittelbare Reaktion gibt das Tier eine unmittelbare Rückmeldung, wodurch das eigene Verhalten und dessen Auswirkungen bewusster erlebt und eine Reflexion ermöglicht werden können. Die Person kann so verleugnete, verborgene und schwer zugängliche Aspekte ihrer Erfahrungen und Gefühle wiedererleben, ausdrücken und in das Selbstbild integrieren. Dies wiederum führt zu einem positiver Selbstbild und einer verbesserten Selbstachtung.

## 2.6. Tiere als Kommunikations-Fazilitatoren

Der Psychologe Aaron Katcher und der Mediziner Alan Beck (Beck/Katcher 1983) konnten nachweisen, dass der Verbalkontakt des Menschen zu seinem (Haus-)Tier Parallelen mit dem Kommunikationsverhalten zu einem Kleinkind aufweist. Menschen sprechen mit einem Tier und einem Kleinkind eher mit leiser, höher Stimme, wobei sie das Sprechtempo reduzieren. Außerdem sind die sprachlichen Äußerungen kurz gehalten, wobei oft kurze spielerische Elemente mit Worten, Silben und Tönen beinhaltet sind. Die Sätze werden öfter mit fragenden Elementen beendet. In das Kommunikationsverhalten werden auch die interpretierten Antworten des Gegenübers einbezogen.

Es liegt nahe zu vermuten, dass erwachsene Menschen mit ihrem Tier nicht nur wie mit einem Kleinkind sprechen, sondern es auch als ‚Partner‘ betrachten. Viele Menschen - insbesondere mit psychischer Erkrankung - haben oftmals Angst, ihre Gedanken Erwachsenen zu offenbaren. Indem sie mit Tieren wie mit kleinen Kindern kommunizieren, erhalten sie die Möglichkeit, ganz unbeeinflusst von ‚erwachsenen‘ Wertung, ihre Sorgen und Ängste auszusprechen, was wiederum eine große Bedeutung für die Herstellung und Erhaltung des Wohlbefindens hat.

Der Mensch kann digital über seine Sprache und analog über Mimik und Gestik kommunizieren. Digitale Kommunikation drückt inhaltliche Aspekte aus, während analoge Kommunikation u.a. Beziehungsaspekte meist unterbewusst in Erscheinung bringt. Der Mensch kann folglich mit Worten lügen, aber seine Körpersprache ist echt. Widersprechen sich Körpersprache und das gesprochene Wort, so führt dies zu Kommunikationsstörungen.

Tiere nehmen vor allem analoge Informationen wahr und verlangen von ihrem gegenüber eine echte, stimmige Bezogenheit. Der Mensch lernt durch die Kommunikation mit dem Tier beide Kommunikationsweisen aufeinander abzustimmen. Dies verbessert die zwischenmenschliche Interaktion und erleichtert die Aufnahme sozialer Kontakte. (Stetina et al., 2011).

Als eine weitere Ursache für ‚Therapiemüdigkeit‘ - beziehungsweise der ‚Schulmüdigkeit‘ bei Kindern (bei näherer Betrachtung handelt es sich wohl eher um eine ‚Erwachsenenmüdigkeit‘) - wird auch das Phänomen der Doppelbotschaften vermutet. Ein Beispiel dafür ist die häufig unbewusste Vermittlung von Doppel-Botschaften, wie etwa die verbale Mitteilung von Akzeptanz und Mitgefühl und der zugleich gegenläufigen nonverbalen Übermittlung von Gleichgültigkeit oder Ablehnung. Da Tiere überwiegend nonverbal kommunizieren, vermitteln sie auch keine Doppelbotschaften (Myers 1998), sondern ihr Verhalten erlaubt deutliche Rückschlüsse auf ihre Stimmungslage und ihre körperliche Verfassung und ist dadurch – so meinen wir zumindest - einfacher zu verstehen (Zilcha-Mano/Mikulincer/ Shaver 2011). So fanden Kovács et al. (2006) eine verbesserte nonverbale Kommunikation von schizophrenen Patienten nach tiergestützter Therapie. Die Arbeitsgruppe von Stetina (2011) stellte fest, dass regelmäßiger Hundekontakt bei Erwachsenen und Kindern das Erkennen von Wut, Angst und Ekel verbesserte. Kinder konnten zudem neutrale Gesichter nach den Mensch-Hund-Kontakten leichter identifizieren.

Blender (2009) konnte dagegen in einem therapeutischen Interview keinen Einfluss eines Therapiebegleithundes auf die Anzahl oder den emotionalen Gehalt verbaler Äußerungen ermitteln.

Vor allem in der Arbeit mit Kindern kann ein Tier eine vermittelnde Funktion in der Kommunikation zwischen Erwachsenen und Kind einnehmen. So kann ein Therapeut/Pädagoge ausdrücken, was ein Tier ‚sagt‘ während das Kind mit dem Tier spricht. Der Therapeut/Pädagoge kann mithilfe des Mediums Tier dem Kind Fragen stellen (z.B. ‚Lassie möchte wissen...‘) oder das Tier als ‚alter Ego‘ benutzen (z.B. ‚Lassie hatte einen Traum letzte Nacht, was hat er wohl geträumt?‘) (Zilcha-Mano/Mikulincer/Shaver 2011). Diese Form der indirekten Kommunikation ist für viele Kinder in der Regel weniger bedrohlich als die direkte Kommunikation mit dem Therapeuten.

Müller (1998) geht davon aus, dass ein Tier die innere gedankliche Auseinandersetzung mit emotional behafteten Themen unter anderem dadurch unterstützen kann, indem es als Ansprechpartner für die Äußerung von Gedanken und Gefühlen fungiert. Diese sprachliche Mitteilung kann eine subjektive Klärung der aktuellen Inhalte und Erleichterung in belastenden Situationen bewirken. Im Unterschied zu unbelebten Objekten, die seltener dazu motivieren, einen inneren Monolog zu führen, regt das lebendige Gegenüber zu Projektionen beziehungsweise dem inneren Dialog an.

Die Form der Kommunikation zwischen Mensch und Tier zeigt fortwährend Aspekte des Mitteilens in zweifacher Hinsicht. Einerseits werden gegenseitig Informationen ausgetauscht und empfangen, andererseits zeigt insbesondere das Tier eine außerordentlich große Fähigkeit zum miteinander Teilen von Empfindungen im Sinne eines Mitgehens und Mitschwingens mit den emotionalen Äußerungen des Menschen (Müller 1998).

Bisher liegen kaum empirische Befunde für eine Veränderung des Kommunikationsverhaltens durch tiergestützte Interventionen vor. Prothmann (2012) berichtet von einem tiergestützten Therapieprogramm mit sprachbeeinträchtigten Jugendlichen. Hier fanden sich Verbesserungen der kommunikativen



ven Fertigkeiten, die auch den Eltern und Ausbildern auffielen. Um die Frage zu klären, ob durch die Kommunikation mit oder über Tiere tatsächlich der therapeutische/pädagogische Prozess erleichtert werden kann, bedarf es allerdings weiterer Forschungsarbeiten.

## 2.7. Tiere als Selbstobjekte

Die Autoren McCormick und McCormick (1997) beschäftigen sich seit mehr als zwanzig Jahren mit Pferden und ihren therapeutischen Wirkweisen bei Menschen mit psychischen Erkrankungen. Sie sehen das Pferd als Spiegel, welches den Menschen reflektiert und dadurch sein Streben nach Selbstverwirklichung und Veränderung unterstützt. Durch das Pferd sollen die Fähigkeit zum Verständnis der eigenen Verhaltensweisen, die Fähigkeit der Selbstkontrolle und die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung verbessert werden. *„If there is any hope for change through therapy, clients must feel their own feeling, including pain”* (McCormick/MCCormick, 1997, S. 37).

Schon früh beginnen Kinder ein Konzept von sich selbst, von ihrem Können und ihren Stärken, aber auch von hilfreichen ‚Selbstobjekten‘ zu entwickeln. Das mögen Menschen, Tiere oder Objekte sein, die ihnen dabei helfen können, mit der wachenden Einsicht fertig zu werden, dass ihre individuellen Möglichkeiten begrenzt sind (Olbrich 2009).

Es können drei Arten von Selbstobjekten unterschieden werden:

- Ein spiegelndes Selbstobjekt fördert oder unterstützt die Person insofern, als dass es Akzeptanz und Bestätigung signalisiert, sodass es der betreffenden Person möglich ist, sich kompetent zu erleben und sich wertvoll zu fühlen.
- Ein idealisiertes Selbstobjekt bietet sich als Ideal an, zu dem die Person aufsehen und mit dem sie sich identifizieren kann. Ein idealisiertes Selbstobjekt kann eine Person durch Eigenschaften, die ihr selbst fehlen oder mangeln, gleichsam ergänzen.
- Ein Zwillings-Selbstobjekt erlaubt der Person schließlich die Erfahrung von Gemeinsamkeit ja, von Gleichheit oder gar Einheit mit einem anderen Lebewesen. Eine solche tiefe und enge Verbundenheit ist Ausdruck einer intensiven Beziehung.

Untersuchungen belegen, dass Tiere am ehesten die Funktion eines spiegelnden Selbstobjekts übernehmen können (Hartmann/Walter 2009). Vor allem Hunde spiegeln Akzeptanz und Zuneigung<sup>4</sup> und schenken weitgehend Aufmerksamkeit. So fand Brown (2007), dass die meisten Hundebesitzer ihren Hund als spiegelndes Selbstobjekt beschreiben: Sie fühlen sich von ihren Hunden geliebt, verstanden und ganzheitlich akzeptiert. Brown schreibt: *„One of the most common remarks made was that the animal loved the person more than anyone in the world and accepted them unconditionally”* (S. 333) *[...] they will probably feel comforted and loved, regardless of what the dogs truly feel* (S. 338).“ Erklärt wird die Fähigkeit von Hunden mit ihrer generellen Ausdrucksfähigkeit in Bezug auf die menschliche Körpersprache, mit der permanenten Aufmerksamkeit des Hundes und seiner Fähigkeit besonders auf emotionale Zustände der Menschen zu reagieren (Brown 2011). Ganz allgemein betrachtet fühlen sich Menschen, die ihr Heimtier als Selbstobjekt erleben, in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt und empfinden einen stärkeren Bezug zu sich selbst. Mehrheitlich gaben die Befragten an, dass bereits schon die physische Anwesenheit ihres Tieres diese positiven Effekte auslöse (Brown 2011). Ob dies allerdings auf ein therapeutisches oder pädagogisches Setting übertragbar ist, ist derzeit empirisch noch nicht überprüft.

---

<sup>4</sup> Bei dieser Aussage handelt es sich um eine sehr menschliche Projektion, denn wir wissen nicht, was die Tiere über uns denken!

Die Funktion des Zwillings-Selbstobjektes wird oft bei Pferden beschrieben, etwa wenn man eine perfekte Abstimmung mit den Bewegungen des Pferdes spürt, oder das Pferd bereits schon auf ein Kommando reagiert bevor man es überhaupt ausgesprochen hat.

Die Funktion des idealisierten Selbstobjekts wird auch als ‚Aschenputteleffekt‘ bezeichnet. In den Augen des Hundes ist das runzelige Gesicht der alten Frau doch schön, und die schwache, gebeugte Gestalt des alten Mannes ist in den Augen seiner Katze nicht etwa wertlos, sondern die Person, die ein Angebot von Nähe und Verbundenheit macht (Olbrich 2009).

Empirische Befunde, ob in der tiergestützten Therapie das Phänomen des Spiegeln auftritt und Tiere als Selbstobjekte fungieren, liegen bislang jedoch nicht vor. Jedoch zeigt die schon zitierte Untersuchung von Stetina und Mitarbeitern (2011), dass nach tiergestützter Therapie Kinder und Erwachsene eher in der Lage waren menschliche Emotionen besser zu erkennen. Dies kann als ein erster Hinweis gewertet werden, dass der Umgang mit Tieren sowie das Beobachten ihres Verhaltens, die Interaktion mit anderen Menschen verbessern kann.

## 2.8. Tiere als Förderer der Selbstwirksamkeit

Neben den im vorherigen Abschnitt beschriebenen Ansätzen scheint sich insbesondere die Annahme der Selbstwirksamkeitserwartung (Bandura 1997) als wesentlich für Lern- und Leistungsprozesse im tiergestützten Kontext zu bewähren. Schwarzer und Jerusalem (2002) verstehen darunter die subjektive Gewissheit, neue oder schwierige Anforderungssituationen auf Grund eigener Kompetenz erfolgreich bewältigen zu können, wobei es sich dabei um Aufgaben und Herausforderungen handelt, zu deren Bewältigung Anstrengungsbereitschaft und Ausdauer erforderlich sind.

Da Selbstwirksamkeit eine wichtige Voraussetzung für kompetente Selbst-Handlungsregulation ist, ist es pädagogisch wünschenswert, solche Kompetenzen zu stärken beziehungsweise anzubahnen. Hierzu muss zunächst geklärt werden, wie Selbstwirksamkeitserwartungen entstehen beziehungsweise in erwünschtem Sinne zu beeinflussen sind. ~~werden können~~. Bandura unterscheidet folgend vier Quellen für den Erwerb von Kompetenzerwartungen:

1. Handlungsergebnisse in Gestalt eigener Erfolge und Misserfolge;
2. stellvertretende Erfahrungen durch Beobachtung von Verhaltensmodellen;
3. sprachliche Überzeugungen (z.B. Fremdbewertung oder Selbstinstruktion);
4. Wahrnehmungen eigener Gefühlserregung.

Sind starke Selbstwirksamkeitsüberzeugungen entstanden, so haben einzelne Misserfolge kaum mehr schädigenden Einfluss auf die Selbstwirksamkeit, sondern werden konstruktiv in zielgerichtetes Verhalten umgesetzt. Wohldosierte Erfolgserfahrungen unterstützen dabei den Aufbau von Selbstwirksamkeitserwartungen nachhaltig. Gerade hier kann tiergestütztes Arbeiten wirksam werden. Durch die lebendige interaktive Beziehung zu Tieren können Menschen sich selbst und ihre Umwelt in einem neuen Licht sehen sowie neue Fähigkeiten und Reaktionsmöglichkeiten in ihr Verhaltensrepertoire aufnehmen (Nebbe 2000). Der Umgang mit Tieren bietet eine Fülle von Möglichkeiten das eigene Verhalten adäquater hinsichtlich sozialer Interaktion und möglicher Ursache-Wirkungsbeziehung einzuschätzen. Zudem können durch die Übernahme bislang unbekannter Rollen (z.B. Versorgung von Tieren) neue Erfahrungen gesammelt werden (Pedersen 2011; Berget et al. 2008). Klienten fühlen sich durch Tiere nicht nur akzeptiert, sondern sie erfahren im Umgang mit dem Tier, dass sie für das Tier wichtig und bedeutsam sind. Daraus kann sich dann ein Verantwortungsgefühl gegenüber dem Tier entwickeln, was zu Care-Giving-Verhalten führt (Van Houte/Jarvis 1995). Da in der tiergestützten Therapie der Umgang mit dem Tier in der Regel frei von äußerem Druck oder sozialen Einschränkungen

gen wie individuellen Limitierungen ist, kann die Interaktion mit dem Tier in der Regel explorativer, spontaner, kreativer und lustvoller sein (Zilcha-Mano/ Mikulincer/Shaver 2011)<sup>5</sup>.

Tiere sind in ihrem Verhalten authentisch; ihr Verhalten ist nicht durch soziale Normen geprägt, und sie zeigen ihre emotionale Befindlichkeit (oder was wir Menschen dafür halten) in der Regel offen. So können sie Medium für einen offenen Umgang mit den eigenen Gefühlen, Wünschen und Befürchtungen sein (Zilcha-Mano/Mikulincer/Shaver 2011). Tiere sind als solche Modelle für Selbstwirksamkeit besonders geeignet, da vor allem Kinder und Jugendliche Tieren oft ähnliche Attribute wie sich selbst zuschreiben. Am besten zur Stärkung der Selbstwirksamkeit sind „sich selbst enthüllende Bewältigungsmodelle“ (Schwarzer/Jerusalem 2002, S.43). Auch Tiere können solche Bewältigungsmodelle sein, die mit einem Problem zu kämpfen haben und deutlich machen, wie sie mit dem Problem umgehen und wie sie die einzelnen Schwierigkeitselemente überwinden. Dies zeigt sich zum Beispiel, wenn versucht wird, gemeinsam einen Parcours zu meistern und es dem Mensch-Tier Team nicht auf Anhieb gelingt (Katcher/ Wilkins 1998/2000; Kogan et al. 1999). Oftmals ist gerade das ‚Führen‘ und ‚Geführt-werden‘ ein Thema zwischen Klient und Pferd (Rockenbauer 2010). Tiergestützte Therapie ist nur im Hier und Jetzt möglich. Wenn die Gedanken abschweifen oder die Klienten zu grübeln beginnen, reagiert das Pferd entsprechend und das gemeinsame Tun wird erschwert. Nur wenn sich der Klient darüber im Klaren ist, was er will und wohin es gehen soll und wenn er diese Klarheit durch seine Körperhaltung dem Pferd vermitteln kann, wird das Pferd Sicherheit spüren, dem Menschen folgen und das Gewünschte ausführen (Rockenbauer 2010). Rockenbauer (2010) weist daraufhin, dass der Klient im Umgang mit dem Pferd verschiedene Rollen einnimmt: Er ist der Geführte, er wird geführt. Jede Rolle fühlt sich anders an und weckt andere Gefühle. Der Umgang mit Gefühlen spielt somit in der Tiergestützten Therapie eine wichtige Rolle. Die Teilnehmenden können im Kontakt mit dem Tier eher ihr Verhältnis zu Nähe und Distanz erfahren, sie können erproben bei welcher Distanz sie den Kontakt zum Pferd als angenehm empfinden. Durch verschiedene Übungen lernen die Klienten, Vertrauen in die eigene Person zu haben, und erfahren, dass sie Ziele aus eigener Kraft erreichen können, was sich wiederum günstig auf ihr Selbstvertrauen auswirkt (Rockenbauer, 2010).

Prothmann (2012) konnte jedoch bei hör- und sprachbeeinträchtigten Jugendlichen keine eindeutige Wirkung tiergestützter Intervention auf die Selbstsicherheit beobachten. Lediglich im Urteil der Eltern unterschieden sich die Teilnehmer der tiergestützten Trainingsgruppe und der Kontrollgruppe hinsichtlich der Selbstsicherheit. Für Farmtherapie konnte die norwegische Arbeitsgruppe um Braastad bei depressiven Patienten einen Anstieg der Selbstwirksamkeit nachweisen (Pedersen et al. 2012; Berget et al. 2008) und auch für die pferdegestützte Psychotherapie konnte bei traumatisierten Kindern eine Verbesserung der Selbstwirksamkeit festgestellt werden (Schultz/Remick-Barlow/Robbins 2007).

### 3. Ein mögliches (Zwischen-)Fazit: Was wirkt nun bei tiergestützter Therapie?

Die vorgestellten Modelle von möglichen Wirkmechanismen tiergestützter Therapie besitzen sehr unterschiedliche theoretische Hintergründe und unterscheiden sich aufgrund ihrer theoretischen wie empirischen Fundierung. Teilweise überlappen sie sich und greifen auf ähnliche Erklärungen (z.B. neurobiologische Mechanismen) zurück (Olmert 2009). Bislang liegen noch kaum theoretische Rahmenkonzepte für tiergestützte Interventionen vor, die es ermöglichen in Untersuchungen prüfbar Hypothesen abzuleiten (Ausnahme: Zilcha-Mano/Mikulincer/Shaver 2011).

---

<sup>5</sup> Wobei hier selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass die Grenzen, welche sich aus einem ethischen Umgang mit Tieren ergeben, eingehalten werden.

Die empirische Fundierung sowohl der Wirkung tiergestützter Interventionen als auch möglicher Wirkmechanismen ist daher eher schwach. Häufig werden Belege für Wirkeffekte aus der Mensch-Haustier-Forschung herangezogen, um die Wirkweise tiergestützter Therapien zu untermauern. Da sich die Interaktionen zwischen Therapeut, Klient und Tier in einer therapeutischen Situation grundsätzlich von einer Interaktion zwischen Bezugsperson und Heimtier unterscheiden, ist es mehr als fraglich, ob dieser Transfer tatsächlich möglich ist.

Theoretische Überlegungen lassen den Schluss zu, dass Tiere im Therapie- oder Förderprozess in unterschiedlichen Phasen wirksam sind: Zu Beginn fungieren Tiere als Eisbrecher, indem sie die Beziehungsgestaltung zwischen Therapeut /Pädagoge und Klient/Schüler förderlich unterstützen. Sie helfen anfängliche Widerstände der Klienten, die sich aus dem spezifischen Setting ergeben, zu mindern, indem sie helfen, eine angenehme offene Atmosphäre entstehen zu lassen, in der es leichter fällt, über die eigenen Probleme und Schwierigkeiten zu sprechen.

Im weiteren Prozess helfen Tiere, die Klienten zu motivieren, an der Therapie/Förderung aktiv teilzunehmen und sich für therapeutische oder pädagogische Maßnahmen zu öffnen. Tiere können während der Sitzungen beruhigend und angstmindernd wirken. Durch sie können Erlebnisse entstehen, welche belohnend wirken und somit die Mitarbeit des Klienten stärken.

Durch Übertragungs- und Projektionsprozesse können sie Klienten helfen, leichter über ängstigende und beunruhigende Aspekte zu sprechen und auch leichter an unbewusste Inhalte zu gelangen. Gleiches gilt, wenn Tiere als ‚sicherer Hafen‘ und ‚sichere Basis‘ fungieren. Auch dann fällt es dem Klienten in der Regel leichter schmerzhaft Erlebnisse zu reflektieren. Zudem wird der Klient eher neue Möglichkeiten erkennen und kreativer neue Verhaltensweisen erproben, wenn er sich sicher fühlt und emotionale Unterstützung seitens des Tieres erfährt. Dadurch kann sich das innere Arbeitsmodell verändern wie auch die Erfahrung von Selbstwirksamkeit zunehmen.

Es ist allerdings festzuhalten, dass Forschungsergebnisse derzeit noch wenig Auskunft darüber geben, wie bestimmte Persönlichkeitsmerkmale der Klienten (z.B. Neurotizismus, allgemeine Ängstlichkeit, Offenheit oder Extraversion) oder zurückliegende und aktuelle Erfahrungen mit Tieren (z.B. Tierbesitz in der Kindheit; momentaner Tierbesitz; Einschätzung der Beziehung zum eigenen Tier) tiergestützte Interventionen beeinflussen (Blender 2009).

Selbst darüber, ob tatsächlich überdauernde Effekte durch tiergestützte Interventionen initiiert werden können, weiß man derzeit noch sehr wenig. Zwar zeigten sich bei einer Untersuchung von Prothmann (2012) mit psychisch kranken Kindern kurzzeitig überdauernde Wirkungen: In der Einzelpsychotherapie konnte teilweise noch eine bessere Befindlichkeit und Kooperation wahrgenommen werden, obwohl das Tier in der Einzeltherapie nicht mehr präsent war. Doch berichtet Prothmann (2012) auch von einer Studie mit hör- und sprachbeeinträchtigten Jugendlichen. Bei dieser konnten keine überdauernden Effekte nach einer tiergestützten Intervention mit fünf Trainingseinheiten nachgewiesen werden. Prothmann fand vielmehr ein unmittelbar nach dem Trainingsende deutlich erkennbares Nachlassen der zunächst hochsignifikanten Untersuchungsergebnisse. Derzeit kann also kaum eine evidenzbasierte Empfehlung über die notwendige Dauer oder Intensität einer Intervention mit Tieren ausgesprochen werden, um dauerhafte Veränderungen anzuregen.

Schließlich ist es wichtig zu betonen, dass Tiere von sich aus keinen therapeutischen oder pädagogischen Prozess gestalten, sondern sie unterstützen und begleiten die vom Therapeuten oder Pädagogen gesteuerten Veränderungsprozesse (Frederikson/Howie 2000). Tiergestützte Therapie kann nur im grundständigen Berufsfeld des menschlichen Teammitglieds durchgeführt werden, da hierfür umfas-

sende theoretische und praktisch therapeutische und/oder pädagogische Grundkenntnisse und -fertigkeiten benötigt werden (Wohlfarth/Widder 2011). Dabei ist noch wenig untersucht, wie Merkmale des Therapeuten und des eingesetzten Tieres miteinander korrespondieren. So berichtet Blender (2009), dass die Qualität der therapeutischen Beziehung bei männlichen Therapeuten von der Anwesenheit eines Hundes unbeeinflusst blieb. Bei weiblichen Therapeuten war eine bessere Beziehung zu den Klienten bedingt durch die Anwesenheit eines Hundes erkennbar. Diese Ergebnisse lassen Forschungsbedarf im Hinblick darauf erkennen, wie Merkmale des Therapeuten und des therapeutischen Setting die Wirksamkeit tiergestützter Interventionen beeinflussen.

Ein weiterer Aspekt wurde bisher noch nicht vertieft und soll hier noch kurz angesprochen werden: Wenn über Wirkmechanismen gesprochen wird, muss man sich auch im Klaren darüber sein, dass nicht für jeden Klienten jedes Tier geeignet ist. Noch ist wenig bekannt, wie Tiere unterschiedlicher Spezies den Therapieprozess beeinflussen und welche Tiere für welche Menschen bei welchem Problem am besten geeignet sind (Hart 2000). Tiere der gleichen Spezies können - abhängig von ihrer Persönlichkeitsstruktur - sehr unterschiedlich agieren und reagieren (Jones/Gosling 2005; Svartberg 2005; Gosling/Kwan/John 2003). So wissen wir zum Beispiel nicht, ob unsicher gebundene Hunde in einem therapeutischen oder pädagogischen Setting tatsächlich als eine ‚sichere Basis‘ beziehungsweise als ‚sicherer Hafen‘ fungieren können (Zilcha-Mano/Mikulincer/Shaver 2011).

Es kann schon heute postuliert werden, dass der Umgang des Therapeuten mit seinem Tier entscheidend für den Erfolg der Therapie ist. Nur wer mit seinem Tier empathisch und authentisch umgeht, wird von den Klienten entsprechend wahrgenommen. Dies bedeutet, wer mit tiergestützter Therapie arbeiten möchte, muss nicht nur ‚die Sprache‘ seines Tieres verstehen, sondern die wesentlichen Faktoren für eine gelingende Mensch-Tier-Beziehung kennen, umsetzen und reflektieren können (Wohlfarth/Mutschler 2011). Nur so kann im Beziehungsdreieck Therapeut-Tier-Klient die unterstützende und förderliche Wirkung des Tieres zum Tragen kommen. Außerdem ist zu bedenken, dass wie für den Therapeuten, die Therapie auch für das Tier eine nicht unerhebliche Belastung darstellt (Heimlich 2001; Haubenhofner 2009; Haubenhofner/Kirchengast 2006;).

#### 4. Literatur

- Annerstedt, M. & Währborg P. (2011). Nature-assisted therapy: Systematic review of controlled and observational studies. *Scandinavian Journal Public Health*, 39, 371-88.
- Bandura, A. (1997). *Self-efficacy: The exercise of control*. New York: Freeman.
- Barker, S.B., Knisely, J.S., McCain, N.L. & Best, A.L. (2005). Measuring stress and immune response in healthcare professionals following interaction with a therapy dog: a pilot study. *Psychological Reports*, 98, 713-729.
- Baun, M., Bargstrom, N., & Langston, N. (1984). Physiological effects of human/companion animal bonding. *Nursing Research*, 50, 126-129
- Beck, A. & Katcher, A. (1983). *Between Pets and People*. New York: Putnam's.
- Beck, A.M., Seraydarian, L., Hunter, G.F. (1986). Use of animals in the rehabilitation of psychiatric inpatients. *Psychological Reports*, 58, 63-66.
- Beetz, A. (2003). Bindung als Basis sozialer und emotionaler Kompetenzen. In E. Olbrich & C. Otterstedt (Hrsg.), *Menschen brauchen Tiere* (S. 76-84). Stuttgart: Kosmos.
- Beetz, A. (2009). Psychologie und Physiologie der Bindung zwischen Mensch und Tier. In C. Otterstedt & M. Rosenberger (Hrsg.). *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs* (S. 133-152). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Beetz, A. Kotraschal, K., Turner, D., Hediger, K., Uvnäs-Moberg, K., & Julius, H. (2011). The Effect of Social Support by a Dog in Insecurely Attached Children: An Exploratory Study. *Anthrozoös*, 24, 349-368.
- Berget, B., Ekeberg, Ø. & Braastad, B. (2008). Animal-assisted therapy with farm animals for persons with psychiatric disorders: effects on self-efficacy, coping ability and quality of life, a randomized control trial. *Clinical Practice and Epidemiology in Mental Health*, 4.
- Berget, B., Ekeberg, Ø., Pedersen, I. & Braastad, B. O. (2011). Animal-assisted therapy with farm animals for persons with psychiatric disorders: effects on anxiety and depression. A randomized controlled trial. *Occupational Therapy in Mental Health*, 27, 50-64.
- Berget, B., Ihlebæk, C. (2011): *Animal-Assisted Interventions; Effects on Human Mental Health - A Theoretical Framework*. INTECH Open Access Publisher. Online verfügbar unter [www.intechopen.com/articles/show/title/animal-assisted-interventions-effects-on-human-mental-health-a-theoretical-framework](http://www.intechopen.com/articles/show/title/animal-assisted-interventions-effects-on-human-mental-health-a-theoretical-framework). (06/2012).
- Blender, J.A. (2009). *A Multimodal investigation of the use of animal assisted therapy in a clinical interview*. University of Rochester. Dept. of Clinical & Social Sciences in Psychology. Online verfügbar unter <http://hdl.handle.net/1802/7770> (02/2012).
- Bowlby, J. (1982): *Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brisch, K.H. (2000). Von der Bindungstheorie zur Bindungstherapie. In M. Endres & S. Hauser (Hrsg.), *Bindungstheorie in der Psychotherapie* (S. 81-89). München: Reinhardt.
- Brown, S.E. (2007). Companion animals as selfobjects. *Anthrozoös*, 20, 329-343.
- Brown, S.E. (2011). Self-psychology and the human-animal bond: An overview. In C. Blazina, G. Boyraz, & D. Shen-Miller (Eds.) *The psychology of the human-animal bond: A resource for clinicians and professionals*, (pp. 137-149). New York: Springer.

- Brickel, C.M. (1982). Pet-facilitated psychotherapy: A theoretical explanation via attention shifts. *Psychological Report, 50*, 71-74.
- Brickel, C. (1986). Pet-facilitated therapies: a review of the literature and clinical implementation considerations. *Clinical Gerontology, 5*, 309-332
- Cain, A. (1983). A Study of Pets in the Family System. In A. Katcher & A. Beck (eds.), *New Perspectives on Our Lives With Companion Animals* (p. 71-81). Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Colby, P. M. Sherman, A. 2002. Attachment styles impact on pet visitation effectiveness. *Anthrozoös, 15*, 150–165
- Cole, K. M., Gawlinski, A., Steers, N. & Kotlerman, J. (2007). Animal-assisted therapy in patients hospitalized with heart failure. *American Journal of Critical Care, 16*, 575-585.
- Corson, S.A., Corson, E., Gwynne, P. (1977). Pet dogs as nonverbal communication links in hospital psychiatry. *Comprehensive Psychiatry, 18*, 61-72.
- Corson, S.A. & Corson, E.O. (1980). Pet animals as nonverbal communication mediators in psychotherapy in institutional settings. In S.A. Corson and E.O. Corson (eds.), *Ethology and Nonverbal Communication in Mental Health* (pp. 83-110). Oxford: Pergamon Press
- Crawford, E.K., Worsham, N.L., & Swinehart, E.R. (2006). Benefits derived from companion animals and the use of the term »attachment«. *Anthrozoös, 19*, 98–112.
- Fredrickson, M., & Howie, A.R. (2000). Methods, standards, guidelines, and considerations in selecting animals for animal-assisted therapy: Part B: Guidelines and standards for animal selection in animal-assisted activity and therapy programs. In A. Fine (ed.) *Handbook on animal-assisted therapy: Theoretical foundations and guidelines for practice*, (pp. 99-114) San Diego, CA, US: Academic Press.
- Friesen, L. (2010). Exploring Animal-Assisted Programs with Children in School and Therapeutic Contexts. *Early Childhood Education Journal, 37*, 261-267
- Geries-Johnson, B. & Kennedy, J.H. (1995). Influence of animals on perceived likeability of people. *Perceptual and Motor Skills, 80*, 432-434.
- Greiffenhagen, S., Buck- Werner, O. (2007). *Tiere als Therapie: Neue Wege in Erziehung und Heilung*. 2. Aufl.. Mürlenbach: Kynos Verlag.
- Gosling, S. D., Kwan, V. S. Y., & John, O. P. (2003). A dog's got personality: A cross-species comparative approach to evaluating personality judgments. *Journal of Personality and Social Psychology, 85*, 1161-1169.
- Hamama, L., Hamama-Raz, Y., Dagan, K., Greenfeld, H., Rubinstein, C., & Ben-Ezra, M. (2011). A preliminary study of group intervention along with basic canine training among traumatized teenagers: a 3-month longitudinal study. *Children and Youth Services Review, 33*, 1975-1980.
- Handlin, L., Hydbring-Sandberg, E., Nilsson, A., Ejdebäck, M., Jansson, A., Uvnäs-Moberg, K. (2012). Short-Term Interaction between Dogs and Their Owners: Effects on Oxytocin, Cortisol, Insulin and Heart Rate—An Exploratory Study. *Anthrozoös, 24*, 301-315.
- Hart, E. (2000). Understanding animal behavior, species, and temperament as applied to interaction with specific populations. In A. Fine (Ed.), *Animal-Assisted Therapy: Theoretical foundations and guidelines for practice* (pp. 81–96). New York, NY: Academic Press.

- Hart, L. A. (2010). Positive effects of animals for psychosocially vulnerable people: a turning point for delivery. In A.H. Fine, (Ed.), *Handbook on Animal-Assisted Therapy. Theoretical Foundations and Guidelines for Practice*. Third Edition (pp. 59-84), San Diego: Academic Press.
- Hart, L. A. (2006). Community context and psychosocial benefits of animal companionship. In A. H. Fine (ed.), *Handbook on Animal-Assisted Therapy: Theoretical Foundations and Guidelines for Practice*. Second Edition. San Diego: Academic Press.
- Hartmann, M. & Walter, H. (2009). Können (Heim-) Tiere die Funktion eines Selbstobjekts übernehmen? *Selbstpsychologie*, 38, 365-388.
- Haubenhof, D.K. (2009). Signs of physiological stress in dogs performing AAA/T work. In W. S. Helton (ed.), *Canine Ergonomics: The Science of Working Dogs*, Boca Raton, CRC Press/Taylor & Francis.
- Haubenhof, D.K. & Kirchengast, S. (2006). Physiological arousal for companion dogs working with their owners in animal-assisted activities and animal-assisted therapy. *Journal of Applied Animal Welfare Science*, 9, 165–72.
- Heimlich, K. (2001). Animal-assisted therapy and the severely disabled child: A quantitative study. *Journal of Rehabilitation*, 67, 48–54.
- Heinrichs, M., Baumgartner, T., Kirschbaum, C. & Ehlert, U. (2003). Social support and oxytocin interact to suppress cortisol and subjective responses to psychosocial stress. *Biological Psychiatry*, 54, 1389–1398.
- Hinde, R.A. (1979). *Towards understanding relationships*. London: Academic Press.
- Hinde, R.A. (1997). *Relationships. A dialectical Perspective*. Hove: Psychology Press.
- Hoffmann, A.O.M., Lee, A.H., Wertenaue, F., Ricken, R., Jansen, J.J., Gallinat, J. & Lang, U.E. (2009). Dog-assisted intervention significantly reduces anxiety in hospitalized patients with major depression. *European Journal of Integrative Medicine*, 1, 145-148.
- Jalongo, M., Astorino, T., & Bomboy, N. (2004). Canine Visitors: The Influence of Therapy Dogs on Young Children's Learning and Well-Being in Classrooms and Hospitals. *Early Childhood Education Journal*, 32, 9-16.
- Jones, A.C., & Gosling, S.D. (2005). Temperament and personality in dogs (*Canis familiaris*): a review and evaluation of past research. *Applied Animal Behaviour Science*, 95, 1–53.
- Katcher, A.H. (1981). Interactions between people and their pets: Form and function. In: B. Fogle, (Ed.): *Interrelations Between Pets and People*, (pp. 41-67). Springfield, Illinois: Charles C. Thomas Publisher.
- Katcher, A.H. & Beck, A. (1989). Human-animal Communication. In E. Barnow, (ed.), *International encyclopedia of communications*. London: Oxford University Press.
- Katcher, A. & Wilkins, G.G. (1998). Animal-assisted therapy in the treatment of disruptive behavior disorders in children. In: A. Lundberg (ed.), *The Environment and Mental Health* (pp. 193-204). Mahwah, NJ.: Lawrence Erlbaum.
- Katcher, A.H. & Wilkins, G.G. (2000). The Centaur's Lessons: Therapeutic education through care of animals and nature study. In A.H. Fine (ed.), *Handbook on animal-assisted therapy: Theoretical foundations and guidelines for practice* (pp. 153-177). Academic Press, San Diego, CA.



- Kogan, L., Granger, B.P., Fitchett, J.A., Helmer, K.A., Young, K.J. (1999). The human animal team approach for children. *Child and Youth Care Forum*, 28, 105-121.
- Kosfeld, M., Heinrichs, M., Zak, P.J., Fischbacher, U. & Fehr, E. (2005). Oxytocin increases trust in humans. *Nature*, 435, 673–676.
- Kovaacs, Z.; Bulucz, J.; Kis, R.; Simon, L. (2006). An exploratory study of the effect of animal-assisted therapy on nonverbal communication in three schizophrenic patients. *Anthrozoös*, 19, 353-364.
- Kruger, K.A. & Serpell, A. (2010). Animal-Assisted Interventions in mental health. In A.H. Fine, (Ed.), *Handbook on Animal-Assisted Therapy. Theoretical Foundations and Guidelines for Practice*. Third Edition (pp. 33-48), San Diego: Academic Press.
- Lang, U.W. Jansen, J.B., Wertenaue, F. Gallinat, J., Rapp, M.A. (2010). Reduced anxiety during dog assisted interviews in acute schizophrenic patients. *European Journal of Integrative Medicine*, 2, 123-127.
- Levinson, B.M. (1962). The dog as a co-therapist. *Mental Hygiene*, 46, 59-65.
- Levinson, B.M. (1969). *Pet-Oriented Child Psychotherapy*. Springfield: Charles C Thomas.
- Levinson, B.M. (1984). Human/companion animal therapy. *Journal of Contemporary Psychotherapy*, 14, 131-144.
- Levinson, B.M. & Mallon, G.P. (1997). *Pet-Oriented Child Psychotherapy*. Springfield IL: Charles C. Thomas.
- Lockwood, R. (1983). The influence of animals on social perception. In A. H. Katcher & A. M. Beck (Eds.), *New Perspectives on Our Lives with Companion Animals* (pp. 64-71). Philadelphia, PA.: University of Pennsylvania Press.
- Mallon, G.P. (1994a). A generous spirit: The work and life of Boris Levinson. *Anthrozoös*, 7, 224–231.
- MJariono, L. (2012). Construct Validity of AnimalAssisted Therapy and Activities: How Important Is the Animal in AAT? *Anthrozoös*, 25, Suppl. 1, 139-151.
- Martin, F. and Farnum, J. (2002). Animal-assisted therapy for children with pervasive developmental disorders. *Western Journal of Nursing Research*, 24, 657-670.
- McCormick A., & McCormick M. (1997). *Horse Sense and the Human Heart: What Horses Can Teach Us About Trust, Bonding, Creativity and Spirituality*. Deerfield Beach: Health Communications.
- McCulloch, M.J. (1983). Therapie mit Haustieren - eine Übersicht. In IEMT (Hrsg.): *Die Mensch-Tier-Beziehung. Internationales Symposium* (S.26-33). Wien. Online verfügbar unter: <http://iemtfiles.endlos.at/623.pdf> (05/2012).
- McNicholas, J. & Collis, G.M. (2000). Dogs as catalysts for social interactions: Robustness of the effect. *British Journal of Psychology*, 91, 61-70.
- Messent, P. (1983). Social facilitation of contact with other people by pet dogs. In A. Katcher & Beck (Eds.), *New perspectives on our lives with companion animals*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Mikulincer, M., & Shaver, P.R. (2007). *Attachment in adulthood: Structure, dynamics, and change*. New York: Guilford Press.

- Miller, S.C., Kennedy, C., DeVoe, D., Hickey, M., Nelson, T. & Kogan, L. (2009). An examination of changes in oxytocin levels in men and women before and after interaction with a bonded dog. *Anthrozoös*, 22, 31-42.
- Myers, G. (1998). *Children and animals: Social development and our connections to other species*. Boulder, CO: Western Press.
- Müller, B. (1998). *Die Bedeutung von Tieren für die therapeutische Arbeit mit älteren Menschen*. Unveröffentlichte Dissertation; Universität Dortmund Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Philosophie und Theologie. Online verfügbar unter: <https://eldorado.tu-dortmund.de/bitstream/2003/2912/1/bianca.pdf> (06/2012).
- Nagasawa, M., Kikusui, T., Onaka, T., & Ohta, M. (2009). Dog's gaze at its owner increases owner's urinary oxytocin during social interaction. *Hormones and Behavior*, 55, 3, 434-441
- Nathans-Barel, I., Feldman, P., Berger, B., Modai, I., & Silver, H. (2005). Animal-Assisted therapy ameliorates anhedonia in schizophrenia patients: A controlled pilot study. *Psychotherapy and Psychosomatics*, 74, 31-35.
- Nebbe, L. (2000). Nature Therapy. In A.H.Fine, (Ed.), *Handbook on Animal-Assisted Therapy. Theoretical Foundations and Guidelines for Practice* (pp. 179-211). San Diego: Academic Press.
- Nimer, J. & Lundahl, B. (2007). Animal-Assisted Therapy: A Meta- Analysis. *Antrozoös*, 20, 225-235
- Odendaal, J (2000). Animal-assisted therapy—Magic or medicine? *Journal of Psychosomatic Research*, 49, 275-280.
- Odendaal, J. & Meintjes, R. (2003). Neurophysiological correlates of affiliative behaviour between humans and dogs. *The Veterinary Journal*, 165, 296-301.
- Olbrich, E. (2003). Biophilie: Die archaischen Wurzeln der Mensch-Tier-Beziehung. In E. Olbrich & C. Otterstedt (Hrsg.), *Menschen brauchen Tiere* (S. 68-76). Stuttgart: Franckh-Kosmos.
- Olbrich, E. (2009). Mensch-Tier-Beziehungen. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch persönliche Beziehungen* (S. 353-379). Weinheim: Juventa.
- Olbrich, E. (2012). *Mensch-Tier-Beziehung und deren Konsequenzen für die Gesundheit*. Unveröffentlichtes Manuskript. Freiburg: Freiburger Institut für tiergestützte Therapie.
- Olmert, M. D. (2009). *Made for each Other- the Biology of the Human-Animal Bond*. Cambridge: Da Capo.
- Pedersen, I., Nordaunet, T., Martinsen, E.W., Berget, B., Braastad, B.O. (2011) Farm animal-assisted intervention: relationship between work and contact with farm animals and change in depression, anxiety, and self-efficacy among persons with clinical depression. *Issues in Mental Health Nursing*, 32, 493-500.
- Pedersen, I., Martinsen, E., Berget, B., Braastad, B.O. (2012). Farm Animal-Assisted Intervention for People with Clinical Depression: A Randomized Controlled Trial. *Anthrozoös*, 25, 149-160.
- Prothmann, A. (2012<sup>3</sup>). *Tiergestützte Kinderpsychotherapie, Theorie und Praxis der tiergestützten Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen*. Frankfurt am Main: Lang.
- Reichert, E. (1998). Individual counseling for sexually abused children: A role for animals and storytelling. *Child and Adolescent Social Work Journal*, 15, 177-185.
- Reinecker, H. (2006). *Verhaltenstherapie mit Erwachsenen*. Göttingen: Hogrefe.

- Rockenbauer, S. (2010). *Tiergestützte Therapie mit Pferden bei Patienten mit emotionaler Instabilität*. Online: [http://othes.univie.ac.at/9529/1/2010-05-04\\_0401559.pdf](http://othes.univie.ac.at/9529/1/2010-05-04_0401559.pdf) (06/2012).
- Rogers, C.R. (1973). *Entwicklung der Persönlichkeit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rossbach, K.A. & Wilson, J.P. (1992). Does a dog's presence make a person appear more likable? *Anthrozoös*, 5, 40-51.
- Schneider, M., & Harley, L. (2006). How dogs influence perceptions of psychotherapists. *Anthrozoös*, 19, 128-142.
- Schultheiss, O.C. (2001). An information processing account of implicit motive arousal. In M. L. Maehr & P. Pintrich (Eds.), *Advances in motivation and achievement. Vol. 12: Methodology in motivation research* (pp. 1-41). Greenwich, CT: JAI Press.
- Schultz, P.N., Remick-Barlow, G.A., Robbins, L. (2007). Equine-assisted psychotherapy: a mental health promotion/intervention modality for children who have experienced intra-family violence. *Health Soc Care Community*, 15, 265-271.
- Schwarzer, R. & Jerusalem, M. (2002). Das Konzept der Selbstwirksamkeit. *Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 44*, 28-53.
- Serpell, J. (1990). *Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie*. Zürich: Müller-Rüschlikon.
- Siegel, J.M. (1990). Stressful life events and use of physician services among the elderly: The moderating role of pet ownership. *Journal of Personality & Social Psychology*, 58, 1081-1086.
- Souter, M.A., Miller, M.D. (2007). Do animal-assisted activities effectively treat depression? A meta-analysis. *Anthrozoös*, 20, 167-180.
- Stallones, L., Marx, M.B., Garrity, T.F., & Johnson, T.P. (1990). Pet ownership and attachment in relation to the health of U.S. Adults, 21 to 64 years of age. *Anthrozoös*, 4, 100-112.
- Stetina, B., Turner, K., Burger, E., Glenk, L.M., McElheney, J., Handlos, U. Kothgassner, O.D. (2011). Learning emotion recognition from canines? Two for the road. *Journal of Veterinary Behavior: Clinical Applications and Research*, 6, 108-114.
- Svartberg, K. (2005). A comparison of behaviour in test and in everyday life: evidence of three consistent boldness-related personality traits in dogs. *Applied Animal Behaviour Science*, 91, 103-128.
- Triebenbacher, S.L. (1998). The relationship between attachment to companion animals and self-esteem: A developmental perspective. In C. C. Wilson & D. Turner (Eds.), *Companion animals in human health* (pp. 135-148). Thousand Oaks, CA: Sage Publications, Inc.
- Uvnas-Moberg, K. (2004). Massage, relaxation and well-being: A possible role for oxytocin as an integrative principle? In T. Field (ed.), *Touch and Massage in Early Child Development*, (pp. 191-208). Calverton, NY: Johnson & Johnson Pediatric Institute.
- Van Houtte, B.A. & Jarvis P.A. (1995) 'The role of pets in preadolescent psychosocial development', *Journal of Applied Developmental Psychology*, 16, 463-479.
- Virués-Ortega, J., Pastor-Barriuso, P., Castellote, J.M., Población, A., de Pedro-Cuesta; J. (2011). Effect of animal-assisted therapy on the psychological and functional status of elderly populations and patients with psychiatric disorders: a meta-analysis. *Health Psychology Review*. Online First.
- Voith, V.L. (1985). Attachment of people to companion animals. *The Veterinary Clinics of North America. Small Animal Practice*, 15, 289-296.

- Wilson, E.O. (1984). *Biophilia*. Cambridge: Harvard University Press.
- Wells, M. & Perrine, R (2001). Critters in the cube farm: perceived psychological and organizational effects of pets in the workplace. *Journal of Occupational Health Psychology*, 6, 81-87.
- Wells E, Rosen L and Walshaw S (1997). Use of feral cats in psychotherapy. *Anthrozoös*, 10, 125-130.
- Wesley, M.C., Minatrea, N.B., & Watson, J.C. (2009). Animal-assisted therapy in the treatment of substance dependence. *Anthrozoös*, 22, 137-146.
- Wood, L., Giles-Corti, B., Bulsara, M. (2005). The pet connection: pets as a conduit for social capital? *Social Science & Medicine*, 61,1159-73.
- Wohlfarth, R. & Widder, H. (2011). Zur Diskussion: Tiergestützte Therapie – Eine Definition“. *Tiergestützte*, 4.
- Wohlfarth, R., Mutschler, B. (2011). *Die Kunst der Hundeeziehung*. Freiburg: Centaurus.
- Zilcha-Mano, S., Mikulincer, M., Shaver, P.R. (2011). Pet in the therapy room: An attachment perspective on Animal-Assisted Therapy. *Attachment & Human Development*, 13, 541-561.

## Die Autoren

*Eva-Maria Bitzer*, Prof. Dr. med., MPH wurde 1965 geboren. Sie studierte Humanmedizin in Frankfurt/Main sowie in Wien und absolvierte einen Master Studiengang Public Health. Eva-Maria Bitzer führte zahlreiche Forschungs- und Entwicklungsprojekte zu den Themen Versorgungsforschung, Health Technology Assessment, Qualitätsmanagement und Qualitätssicherung durch. Seit 2009 vertritt sie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg das Fach Public Health & Health Education.

*Bettina Mutschler*, Jahrgang 1968, war Biologisch-Technische Assistentin und ist seit 2006 mit ihrer Hundeschule TAPS für Menschen mit Hund tätig. Homepage: [www-taps-hundeschule.de](http://www-taps-hundeschule.de). Sie absolvierte Fortbildungen zur Hundeerziehungsberaterin und als Natural Dogmanship Instruktoren, ein Kontaktstudium Coaching sowie die Fortbildung zur Fachkraft für tiergestützte Therapie und Pädagogik. Am Freiburger Institut für tiergestützte Therapie arbeitet sie als Dozentin und Ausbildungsleiterin im Bereich Hund mit. Außerdem verfasste sie zahlreiche kynologische Fachartikel.

*Rainer Wohlfarth*, Dr. phil., Jahrgang 1960, studierte Psychologie in Berlin, Würzburg und Basel. Zudem absolvierte er einen Master Studiengang Management von Gesundheits- und Sozialeinrichtungen. Über 20 Jahre arbeitete er im klinischen und rehabilitativen Bereich. Seit 2008 ist er als Akademischer Mitarbeiter an der Pädagogischen Hochschule Freiburg im Fach Public Health & Health Education tätig. Nebenberuflich leitet er das Freiburger Institut für tiergestützte Therapie und ist Präsident der Europäischen Gesellschaft für tiergestützte Therapie (ESAAT). Weitere Informationen hierzu unter: [www.tiere-begleiten-leben.de](http://www.tiere-begleiten-leben.de)